

APFELBLÜTEN + JASMIN

Carolin Philipps

Obelisk

Wahrscheinlich hat sie das nicht gesagt, aber es wurde so erzählt.

Es war wie eine dieser Geschichten vom Dschinn, der alle Wünsche erfüllt. Und hinterher stellt sich heraus, es ist nur ein Märchen.

Am Schlimmsten war das Warten.

Man wusste nicht, was passieren würde.

Niemand wusste, wohin er kommen würde oder ob er überhaupt bleiben durfte.

Die Angst zurückgeschickt zu werden, machte uns allen zu schaffen, und manche wurden aggressiv. Schon bei Kleinigkeiten gab es Streit.

Und es gab Schlägereien, bei denen am Ende die Polizei anrücken musste. Ein Albaner wollte eine Benutzungsgebühr für die Toiletten kassieren. Erst wurde der Mann nur beschimpft. Als er aber auf dem Eintrittsgeld bestand, holten andere Stöcke, Eisenstangen, Stühle und Tische. Es war wie in einer Schlacht. Sie schrien und schlugen aufeinander ein. Ich war gerade auf dem Weg zur Toilette, als es losging. Ich flüchtete in mein Zimmer.

Und alle anderen zogen ihre Bettdecken über den Kopf. Bloß nicht auffallen, sonst denken die Wachen noch, wir wären beteiligt. Dann schicken sie uns bestimmt zurück.

Zum Glück kam die Polizei sehr schnell. Mit Schutzmasken vor dem Kopf und Schlagstöcken in der Hand trieben sie die Leute auseinander.

Einige kamen in andere Lager, andere waren immer noch da. Wie sich herausstellte, hatten einige sogar Messer und Schreckschusspistolen.

Draußen vor dem Zaun standen Zuschauer, die wohl von dem Lärm angelockt worden waren. Vielleicht waren es ja auch Anwohner, die nicht schlafen konnten. Sie standen ruhig da und schauten zu. Ich konnte mir vorstellen, was in ihren Köpfen vorging. Selbst in denen, die eigentlich nichts gegen die Flüchtlinge hatten.

Ich schämte mich, ein Flüchtling zu sein!

Ich hätte ihnen so gerne erklärt, dass die meisten von uns einfach nur Frieden und Sicherheit suchten und diese Männer mit ihren Stöcken uns genauso viel Angst machten wie ihnen. Wir mussten allerdings mit den Unruhestiftern weiter zusammenleben. Die Zuschauer konnten zurück nach Hause gehen.

Aber dafür fehlten mir mal wieder die Worte.

Es roch in der Halle fast immer nach feuchter Wäsche, nicht gewaschenen Füßen und ein wenig nach Urin. Am Schlimmsten waren die Geräusche. Es war niemals still. Und selbst wenn niemand schrie, es reichte, wenn sich alle nur unterhielten. Die Worte stiegen hoch zur Decke und bildeten dort eine riesige Wolke aus Lärm, die sich über alles ausbreitete.

Auch nachts gab es keine Ruhe. Viele konnten nicht schlafen und unterhielten sich. Andere weinten. Irgendwer war immer unterwegs zur Toilette oder wanderte auf und ab.

Dann das Schreien nachts, wenn die Träume kamen, das Weinen am Tag, wenn man nicht wusste, wie es weitergehen würde.

Ich selber hatte außer Samira niemanden, mit dem ich sprechen konnte. Meistens lag ich nur da und hörte zu. Wie sie erzählten von ihrem Zuhause und der Unmöglichkeit, dort zu bleiben, von ihrer Flucht, von den Menschen, die sie zu Hause oder unterwegs verloren

hatten. Abends sprach selten einer von der Zukunft, abends redeten alle nur von dem, was gewesen war.

Es war schwer, einzuschlafen, weil das Murmeln nie aufhörte. Und weil jede Geschichte sich eine Wohnung in meinem Kopf suchte und nicht wieder auszog. Manchmal, wenn ich es nicht mehr aushielt, stopfte ich mir Toilettenpapier in die Ohren und zog meine Bettdecke über den Kopf.

Ich stellte mir vor, ich würde auf einen fliegenden Teppich steigen und zurück nach Damaskus fliegen. In das Damaskus vor fünf Jahren, als alles noch in Ordnung war. In meinen Träumen traf ich Mutter und Vater und Noah, selbst Simon lebte wieder. Ich ging mit Fady zum Eis-Essen auf den Basar.

Anfangs flog ich nur abends, um zu verhindern, dass ich einschlief, denn dann verlor ich die Kontrolle über meine Träume.

Irgendwann flog ich aber auch tagsüber. Nur mein Körper lag auf der Liege, ich war weg.

Ich wünschte, die anderen würden mich in Ruhe lassen ... einfach nur daliegen und fliegen.

Aber Samira weckte mich immer wieder und zwang mich, aufzustehen und mit ihr und Yara zur Kantine zu gehen.

„Lass mich in Ruhe. Ich habe keinen Hunger.“

„Du musst essen. Sonst kannst du das hier nicht überleben.“

„Das ist mir egal. Die Erinnerungen sind mein Leben.“

Samira ließ nicht locker. „Wenn die Erinnerungen wichtiger sind als das Leben, dann bist du auf dem Weg ins Grab. Willst du das deiner Mutter antun? Sie hat schon genug verloren.“

Ich wünschte mir so sehr, dass ich bald aus dieser Halle herauskam, und hoffte weiterhin auf Rafis Hilfe. Immer wieder schaute ich auf mein Handy, aber die ersehnte Nachricht blieb aus.

„An deiner Stelle wäre ich ziemlich wütend auf ihn“, meinte Samira.

Aber ich machte mir nur große Sorgen um ihn, denn eines wusste ich bestimmt: Er war ein Teil meiner Familie und würde mich niemals im Stich lassen, es sei denn, ihm war etwas Schlimmes zugestoßen.

5

Es gab eine Gruppe junger Männer, die durch die Gänge ging und kontrollierte, ob alle die vorgeschriebenen Gebete mit dem Gesicht Richtung Mekka machten. Der Chef von ihnen war ein Mann namens Ibrahim.

Ich saß auf meiner Liege, als einer von ihnen plötzlich vor mir stand. „Was ist mit dir? Warum betest du nicht?“, zischte er.

„Ich ... Mir geht es nicht gut!“

Er sah mich misstrauisch an. „Bist du eine kafirah?“

Ich schüttelte den Kopf. Was ja auch stimmte. Kafirah heißt Ungläubige, und das war ich nicht. Im Gegenteil. Ich glaubte an Gott. Und nur, weil ich ihn nicht „Allah“ nannte, hieß das noch lange nicht, dass ich eine Ungläubige war.

Ich wollte ihm das sagen, aber Samira warf mir warnende Blicke zu.

„Ich beobachte dich!“, knurrte er und ging weiter.

„Du solltest wenigstens ein Kopftuch tragen“, sagte Samira. „Und ab morgen mitbeten.“

„Ich bin Christin!“

„Das habe ich mir schon gedacht. Aber das laut zu sagen, ist gefährlich. Glaub mir! Den meisten ist das egal. Aber es gibt ein paar fanatische ‚Brüder‘ hier. Der gehört dazu.“ Sie zeigte auf einen Mann mit einem langen schwarzen Bart. „Und der da auch. Die haben nichts anderes zu tun, als zu kontrollieren, ob alle ihre Gebete machen. Yusuf aus dem Irak haben sie krankenhaushausreif geschlagen, weil er sich weigerte. Er war auch Christ.“

„Und die Wachen? Die müssen doch eingreifen.“

„Er hatte sich vorher schon beschwert, dass er bedroht wurde. Aber die Wachen sind auch Muslime und haben ihn ausgelacht. Es war ja noch nichts passiert. Auf dem Weg zur Toilette haben die ‚Brüder‘ ihm aufgelauret und ihn zusammengeschlagen. Er ist nie zurückgekommen.“

Ich schluckte. „Tot?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich denke mal, er ist in einem anderen Lager untergebracht.“ Sie gab mir ein Kopftuch, und ich betete von nun an jeden Abend, Morgen und Mittag zu Allah. Das war an sich kein Problem ... Gott, Allah. Auch Fady betete zu Allah.

Na und?

Das Problem war, dass ich es nicht freiwillig tat, sondern aus Angst um mein Leben.

Auf dem Weg zur Toilette war mir schon immer etwas unwohl gewesen. Jetzt aber glaubte ich Blicke wie Nadeln im Nacken zu spüren. Ich hatte geglaubt, die Angst bliebe hinter der Grenze nach Österreich zurück. Nun war sie wieder da.

Ich musste hier weg.

Auch wenn Samira sich um mich kümmerte wie um eine Tochter, auch wenn Yara wie eine kleine Schwester für mich wurde, ich hatte Sehnsucht nach meiner Mutter, nach meinem Vater, nach Noah und nach Fady.

Von ihm hatte ich schon lange nichts mehr gehört. War er immer noch in Istanbul? Oder schon auf dem Weg nach Griechenland?

Niemand konnte hier seine privaten Sachen einschließen. Wozu auch? Es war noch nie etwas weggekommen. Es gab nichts zu stehlen. Wir waren alle nur mit einem Rucksack voll dreckiger Wäsche hier angekommen.

Ich weiß nicht einmal, wann der Diebstahl passierte. Ich entdeckte ihn, als ich nach einer Strickjacke suchte. Ich besitze nur eine, und in die habe ich meinen zweitgrößten Schatz eingewickelt: mein Tagebuch, in dem ich seit meinem 14. Geburtstag alles eingetragen habe.

Es war weg!

Wer interessierte sich schon für mein Tagebuch? Es war für niemanden wertvoll. Nur für mich. Für meine Erinnerungen. Und es waren die Briefe von Fady darin.

Das war das Schlimmste.

Mein Tagebuch hatte den weiten Weg von Damaskus bis nach Budapest im Rucksack meiner Mutter überlebt, von dort bis nach Hamburg in meinem Rucksack und nun, wo meine Reise zu Ende war, wurde es gestohlen.

Niemand wusste, wo es war.

Einige lachten mich aus. „Hast du keine anderen Sorgen, Mädchen?“

Die meisten aber bemühten sich ernsthaft, mir zu helfen. Kein Auslachen, keine dummen Sprüche. Jeder wusste, wie wichtig Erinnerungen waren. Aber niemand konnte mir helfen.

Bis zu sechs Monaten musste man in einer Erstaufnahme-Einrichtung bleiben. Schreckliche Vorstellung. Aber vielleicht hatte ich ja Glück. Ich war erst 16. Minderjährig. Allein.

Ich hoffte, möglichst schnell Deutsch zu lernen, in die Schule zu gehen, ein normales Leben zu führen, auch wenn das Wort „normal“ nun etwas ganz anderes bedeutete als zu Hause in Damaskus, selbst wenn ich es auf Arabisch dachte. „Normal“ war jetzt all das, was für mich früher undenkbar, „un-normal“ gewesen wäre. Ohne Familie, ohne ein Zuhause, in dem ich mich wohlfühlen konnte, ohne Freunde, ohne Pläne für die Zukunft.

Denn um Pläne machen zu können, muss man frei sein, Entscheidungen treffen können. Und das war ich nicht.

Ich war unfrei, über mich wurde entschieden. Von Behörden, von Grenzpolizisten, von Politikern. Ich musste keine Angst mehr um mein Leben haben, und dafür war ich sehr dankbar.

Aber die Angst vor den nächsten Wochen und Monaten verschwand damit nicht. Sie änderte nur ihre Farbe.

Mein Handy hatte ich immer dabei. Zum Essen, aufs Klo, sogar in die Duschkabine nahm ich es in einer Plastiktüte mit.

Nicht auszudenken, wenn es geklaut worden wäre. Ich hätte nicht gewusst, was ich machen sollte. Mein Handy ist bis heute meine einzige Verbindung zu meiner Familie. Es ist die Verbindung zu meinen Erinnerungen, zu denen, die zurückgeblieben sind und denen, die ich unterwegs verloren habe. Und es sind Fotos darauf, von den Menschen, die gestorben sind. Sie halten die Erinnerung frisch.

Die Erinnerung ist Teil der Heimat. Und wenn du sie verlierst, dann verlierst du auch den letzten Rest Hoffnung.

Das Taschengeld, das ich damals ausgezahlt bekam, ging fast vollständig für das Aufladen meiner Telefonkarte drauf, damit ich wenigstens einmal in der Woche mit Mutter und Noah telefonieren konnte.

Auch Vaters Handynummer versuchte ich immer wieder. Aber er war und blieb verschollen. Irgendwo in Kroatien oder Slowenien. Wer weiß, vielleicht saß er ja wieder im Gefängnis, wie schon in Ungarn wegen illegalem Grenzübertritt.

„Hauptsache er lebt“, sagte mir Mutter bei jedem Telefonat. „Für alles andere findet sich schon eine Lösung.“

Damit wollte sie uns beide beruhigen.

Manchmal muss man sich belügen, damit man die dunklen Gedanken vertreiben kann. Gedanken, die man nie in Worte fassen darf, weil sonst alles sinnlos wird.

Ich war nicht die Einzige im Lager, die abends im Bett zum tausendsten Mal die Fotos vom Leben zu Hause anschaute, von meinem Leben, bevor der Bürgerkrieg alles veränderte. Mit den Fotos konnte ich auch denen nahe sein, die schon gestorben waren. Da war ein Bild von Qashto in Maalula vor ihren blühenden Jasminbäumen im Garten ihres Hauses. Ich hatte dieses Foto drei Wochen vor ihrer Ermordung gemacht. Sie lächelt mir zu, und ich kann mir für kurze Zeit vorstellen, sie lebt noch.

„Du kannst das Glück nicht festhalten“, hat Qashto einmal gesagt. „Es fliegt davon, wenn du es versuchst. Aber die Erinnerung an die glücklichen Momente, die bleibt für immer.“

Manchmal aber braucht man Bilder, Qashto, oder den Geruch von Jasmin, damit die Erinnerung nicht verblasst und irgendwann verschwindet und man vergisst, dass der Duft von Jasmin irgendwann vor langer Zeit in einem anderen Leben real war.

Auch das Verlieren des Aufladekabels wäre furchtbar gewesen. Niemand verleiht gerne ausgerechnet ein Kabel, das die Verbindung zur Heimat garantiert, das hilft, verlorene Familienmitglieder und Freunde wiederzufinden.

Ich war froh, dass Samira sich im Lagerleben auskannte. Von ihr bekam ich wertvolle Tipps, wem man vertrauen konnte und wem man am besten aus dem Weg ging.

Sie erzählte mir von Achmed und seinen Freunden, die versucht hatten, Geld zu verdienen, indem sie das Aufladen der Handys an der Steckdosenleiste nur gegen Zahlung von 2 Euro erlaubten.

Als einer protestierte und drohte, den Wachleuten davon zu erzählen, fand man ihn einige Stunden später mit gebrochener Nase hinter den Toilettenhäuschen. Seitdem